

Das Priesterbild der Zukunft

# Demütig, aufmerksam, solidarisch

*Weil identitätsstiftende Lebensformen fehlen, droht eine neue Form des Klerikalismus. Die größeren pastoralen Räume bieten die Chance, ihm nicht zu verfallen und einen neuen sakramentalen Habitus zu trainieren.* **VON RAINER BUCHER**

**M**it dem klassischen Klerikalismus ist es vorbei. Priester herrschen nicht mehr über die säkularisierten Gesellschaften des Westens, und sie dominieren auch nicht mehr die Lebensführung der Katholikinnen und Katholiken. In vielen Weltgegenden sind mittlerweile auch die Kirchenmitglieder der priesterlichen Pastoralmacht entkommen, noch nicht lange, aber dann eben doch und mit enormen Folgen für die Kirche und nicht zuletzt für die Priester. Das Leben der Gläubigen steht in unseren Breiten nicht mehr unter dem Zustimmungsvorbehalt der Kleriker, diese stehen vielmehr mit ihren pastoralen Bemühungen unter dem situativen Zustimmungsvorbehalt der Gläubigen, und der wird bekanntlich immer zögerlicher gegeben. Das ist eine für die katholische Kirche und ihre Priester revolutionär neue Situation.

Zu Zeiten der christentümlichen Identität von gesellschaftlichem und religiösem Sinnsystem verkörperte die klerikale Pastoralmacht eine spezifische Lenkungstechnik von Menschen mit gesamtgesellschaftlicher Wirkung. Mit dem Reichweitenverlust des Christentums in den Säkularisierungsprozessen der Neuzeit und der damit verbundenen Individualisierung der Seelsorgebeziehung wurde die klerikale Pastoralmacht zunehmend eine rein innerkirchliche Herrschafts- und Heiligungstechnik.

Heute aber ist der Klerikalismus vor allem eine Identitätstechnik des Priesters. Zuerst ein gesellschaftliches Herrschaftsphänomen, dann eine innerkatholische Lenkungsstruktur, kann der Klerikalismus heute als ein Phänomen scheiternder priesterlicher Identitätsbildung gelesen werden.

Paul Zulehner hat bereits vor einiger Zeit unter jüngeren Priestern einen „sekundären Abwehrklerikalismus“ diagnostiziert (vgl. Paul Zulehner, *Priester im Modernisierungsstress*, Ostfildern 2001, 34–36). Diese Diagnose betont zurecht den reaktiven Charakter der aktuellen Variante des Klerikalismus. Auf die praktische Emanzipation der Laien von klerikaler Biografiemacht mit Abwehrklerikalismus zu reagieren, markiert theologisch aber vor allem ein innerklerikales Verarbeitungsproblem des Volk-Gottes-Charakters und der Volk-Gottes-Realität der Kirche.

## Der gestresste Priester

Der heutige Klerikalismus entsteht in Reaktion auf den Stress des pluralen Außen, aber er ist kein Problem dieses Außen, sondern ein Problem des priesterlichen Innen, das den Volk-Gottes-Charakter der Kirche nicht in eine identitätsstabilisierende Praxis- und Lebensform übersetzen kann. Auch das spezifische Rollenangebot als gültiger Vater und Organisator der Pfarrfamilie in der lange dominierenden familiaristischen Gemeindeftheologie hilft hier nicht mehr weiter. Der Kle-

rikalismus ist an sein definitives Ende gelangt. Entweder der katholische Klerus findet aus dieser Sackgasse heraus, oder er wird in ihr nach und nach verkümmern.

Nach dem Zusammenbruch der feudalen Organisationsbasis der Kirche mit dem Ende des Alten Reiches hatte das zunehmend sakralisierte wie sich immer effektiver organisierende Amtspriestertum mit dem Konzept der Kopplung von Spiritualität und Macht die katholische Kirche gerettet. Heute aber ist genau diese Kopplung zum existenzgefährdenden Problem des katholischen Amtspriestertums geworden. Die wahrscheinlich für die katholische Kirche und sicherlich für ihre Priester existenzentscheidende Frage, wie ein amtstheologisch, pastoral und nicht zuletzt personal kreativer, inspirierender und attraktiver Entwicklungspfad des katholischen Amtspriestertums ausschauen könnte, ist tatsächlich offen.

Vor dem Pontifikat von Papst Franziskus legte man den Priestern gerade aus Rom einige durchaus problematische Strategien im Umgang mit dieser Lage nahe. Sie liefen darauf hinaus, priesterliche Identität wieder durch die Einschärfung alter Distanz- und Privilegierungsstrategien gegenüber Laien zu stärken. Diese Initiativen waren kontraproduktiv gegenüber ihren eigenen Intentionen und schädlich zuletzt für die Priester selber.



### Rainer Bucher

wurde 1956 geboren und ist seit 2000 Professor für Pastoraltheologie an der Universität Graz. Er war von 1990 bis 1998 Referent bei der Bischöflichen Studienförderung Cusanuswerk und ist Mitinitiator und Redakteur des theologischen Internetfeuilletons feinschwarz.net. Thematisch einschlägige Veröffentlichungen: *Priester des Volkes Gottes. Gefährdungen – Grundlagen – Perspektiven*, Würzburg 2010; *Wenn nichts bleibt, wie es war. Zur prekären Zukunft der katholischen Kirche*, 3. Auflage, Würzburg 2017.

Ekklesiologisch sind solche Versuche problematisch, denn sie definieren die Ämter und Dienste der Kirche gegeneinander, was die Einheit der Kirche gefährdet. Laien abwertende Initiativen zur priesterlichen Identitätssicherung sind aber auch organisationspsychologisch fatal. Denn sie senden eine höchst ambivalente Doppelbotschaft: Wer so gestärkt werden muss, ist offenkundig höchst gefährdet, wer diese rechtliche, ständisch denkende Unterstützung braucht, wird als schwach identifizierbar.

Das hat sich mit Papst Franziskus erfreulicherweise geändert. Er markiert treffsicher den Klerikalismus als Gestus der Unberührbarkeit, der Erhabenheit und der Abwertung der anderen. Wer als Priester, als sakramentaler, amtlicher Repräsentant der immer größeren Gnade Gottes, nicht zu den Kranken, den Armen, den Sündern geht, wer den Skandal der Überschreitung hin zu den Ausgeschlossenen nicht wagt, der verfängt sich

als religiöser Funktionär fast automatisch im Netz des Klerikalismus und verspielt dabei nichts weniger als die eigene religiöse Berufung, ja sogar sein Heil, so der Papst.

Es ist diese alles durchdringende Selbstbezüglichkeit, die den Klerikalismus als pastorale Handlungsform charakterisiert. Auch die Verfügung über das Archiv religiöser Begriffe und Praktiken wird hier

zum Mittel der eigenen Selbstbezüglichkeit. Konkret: Sakramentalität wird nicht als Heilszeichen und Heilswerkzeug für andere verstanden, sondern als Legitimation von Überordnung und Erhabenheit; und *in persona Christi* wird nicht als Identifikation mit jenem verstanden, der zu den Ausgeschlossenen ging und dafür am Kreuz endete, sondern als Identifikation mit dem erhöhten Weltenherrscher. Pastoraler Klerikalismus ist der Versuch, die Identitätsprobleme des katholischen Priesters, die entstehen, weil er weder kirchenintern noch kirchenextern die früher selbstverständlichen Anerkennungsansprüche als „heiliger Mann“ reklamieren kann, dadurch zu umgehen, dass die alte Erhabenheit als asolidarische Selbstbezüglichkeit realisiert wird.

Nun ist Identitätsbildung in der *liquid modernity* (Zygmunt Bauman) ein Prozess und keine statische Größe. Wenn Identität bedeutet, eine situativ plausible Antwort auf die Frage „Wer bin ich?“ zu haben, dann gilt, dass die Bedingungen der Identitätsbildung sich fundamental geändert haben. Identitätsbildung ist von einer stabilen Ansammlung fester und dauerhafter innerer Besitzstände zu einem Dialogprozess ohne festgelegtes Drehbuch geworden (Heiner Keupp). Wer Identitätsprobleme als zu lösende

Anormalität behandelt, macht sie unlösbar. Es kommt nicht darauf an, Identitätsprobleme zu vermeiden, sondern die Fähigkeit zu erwerben, in ihnen zu bestehen. Auch noch so richtige Selbstverständnisdiskurse helfen da übrigens nur bedingt weiter. Zielführender sind attraktive und glaubwürdige priesterliche Berufs- und Lebensformen. Diese scheint es in genügender Zahl, Breite und Sichtbarkeit nicht zu geben. Dies sowie genügend alternative Bildungs- und Aufstiegsmöglichkeiten für intelligente junge Männer und das Unüblichwerden früher durchaus üblicher Eingriffe in das Privatleben seitens anstellender Institutionen dürften die im Vergleich zu früher extrem niedrigen Weihezahlen hierzulande erklären.

Berufsrollen sind dann attraktiv, wenn sie Selbstwirksamkeit, Anerkennung, vertrauensvolle Begleitung durch Vorgesetzte und aufgabenadäquate Gestaltungsfreiheit versprechen. Woran es im Falle des katholischen Amtspriestertums wohl am meisten mangelt, ist Anerkennung und Gestaltungsfreiheit. Identitätsstiftende Prozesse der Anerkennung priesterlicher Existenz und Räume risikofreudiger Gestaltungsfreiheit scheinen dringend notwendig. Sie setzen aber voraus, dass der Priester tatsächlich einen seiner ekklesiologischen

Aufgabe entsprechenden Praxis-Ort im Volk Gottes findet. Priesterliche Existenz kann sich dabei aber eben nicht mehr auf die Einweisung in Orte garantierter Anerkennung und Handlungsmacht verlassen, der Priester muss solche Orte vielmehr aktiv im Volk Gottes und zusammen mit ihm suchen und schaffen können.

Diese Orte realer Anerkennung priesterlicher Existenz und gewagter Freiheit werden immer öfter gerade auch dezentral und am Rande der Machtstrukturen der Kirche gesucht werden müssen. Zumindest muss dem Priester ermöglicht werden, der Gefahr der „Marginalität des Oben“ zu entgehen, die in seiner exklusiven Situierung im Zentrum der kirchlichen Prozesse liegt. Inhaltlich wird die Anerkennung priesterlicher Existenz durch das Volk Gottes davon abhängen, ob das Volk Gottes die Solidarität der Priester mit seinen eigenen Existenzproblemen spürt und wahrnimmt und ob die andere, die priesterliche Lebensform der eigenen in helfendem Kontrast begegnet und sich nicht in abgrenzendem Ressentiment konstituiert.

Nun wird gegenwärtig vielerorts die alte, gewohnte Pfarrei aufgelöst und in einen Pfarrverband, in Seelsorgeräume, „Pfarreien neuen Typs“, „Pfarreien der Zukunft“ oder wie immer die neu-

**Es wäre wichtig, in den Kategorien von Erreichbarkeit, Zugänglichkeit und Ansprechbarkeit zu denken.**

en Größen benannt werden, überführt. Das geschieht nicht unbedingt aus wirklich guten Gründen, der katholischen Kirche fehlen schlicht die Priester. Das müsste nicht unbedingt sein, es steht aber nicht in der Macht der Theologie und auch nicht der normalen Gläubigen, über die Zulassungsbedingungen zum Priestertum zu entscheiden. Sie müssen es also auch nicht verantworten. Die Konsequenzen der Entscheidungen oder Nicht-Entscheidungen der Verantwortlichen betreffen aber dann doch das ganze Volk Gottes: Es muss mit den Folgen des Priestermangels umgehen. Da aber gilt, was für alles Unabänderliche gilt: Man muss die Chancen nutzen, die es bietet, und die Gefahren vermeiden, die es birgt. Eine der Chancen aber ist die endgültige Überwindung des Klerikalismus.

Chancen sind Möglichkeiten, keine Notwendigkeiten. Es gibt auch Gefahren, etwa dass es so weitergeht wie bisher, nur schlechter, und zwar für alle: Der Priester wird dann zum fremden Sakramentenspender, die Gläubigen verlieren ihre gewohnte religiöse Heimat und bleiben in der Abhängigkeit vom noch etwas entrückteren Priester, und auch die „Pfarrei der Zukunft“ beschäftigt sich weiterhin vor allem mit sich selbst. Viele befürchten dies. Die Chance aber liegt in einer pastoralen Neuorientierung, von der alle etwas haben: die Priester, weil sie endlich vom Anspruch, allen alles sein und alles „überschauen“ zu müssen, befreit werden, die engagierten Christen und Christinnen, weil sie einen größeren Handlungs- und Entscheidungsspielraum bekommen, vor allem aber jene, die bislang überhaupt nicht in den Blick des Gemeindemilieus kamen, weil man sich für sie und ihr Leben endlich interessiert.

Als Erbe der spätantiken konstantinischen Formation, der frühneuzeitlichen Institutionalisierungsprozesse von Kirche und der reaktiven Schließung im 19. Jahrhundert neigt die katholische Kirche immer noch dazu, sich von ihren Sozialformen her zu entwerfen: als globale Papstkirche, als regionales Bistum, als lokale Gemeindekirche. Sie denkt den Raum geographisch, sich selbst institutionell und ihre Prozesse repetitiv. Es ist aber theologisch wie soziologisch weit angemessener, den Raum als sozi-

ale Größe, sich selbst von der eigenen Aufgabe her und die eigenen Prozesse als permanente Innovation zu denken. Das aber ist nur in offenen Such- und Evaluationsprozessen möglich. Ein erster Schritt wäre, sich von der alten Herrschaftskategorie „Überschaubarkeit“ zu verabschieden und dafür Zielkategorien wie „Erreichbarkeit“, „Zugänglichkeit“, „Ansprechbarkeit“, also Dienstkategorien, zu etablieren. Es geht dabei vor allem um einen Wechsel des pastoralen Habitus. Es geht um den Verzicht auf die pastoralen Prinzipien Kontrolle, Dauer und umfassende Integration und um die Ausrichtung auf die Prinzipien Gastfreundschaft, Spontaneität und (mögliche) Anonymität.

### Die größeren pastoralen Räume sind durchaus eine Chance

Man muss nicht überblicken, worin man ist, um erkennbar, erreichbar und ansprechbar zu sein. Man darf gar nicht die Position des zentralperspektivischen Allesüberblickers einnehmen, um die Chance zu bekommen, angesprochen und gefragt zu werden. Erkennbarkeit, Erreichbarkeit und Zugänglichkeit sind die notwendigen Kategorien einer Kirche, die, wie sehr zu Recht gefordert wird, vor Ort ist, präsent bleibt. Ja, es ist sogar noch ein Schritt mehr notwendig: die Bereitschaft, sich auszusetzen und anzubieten. Pastorale Kompetenzvermutung muss kommuniziert werden, innerhalb und vor allem außerhalb gewohnter Milieus und Orte.

Die größeren pastoralen Räume sind durchaus eine Chance, den ererbten Klerikalismus der katholischen Kirche zu überwinden. Denn sie eröffnen die Möglichkeit, neue Orte priesterlicher Existenz und neue Lebensformen für Priester zu entwickeln. Genuine Orte des Priesters sind vielleicht sowieso jene Bezirke, wo Gott, aber nicht die Kirche ist. Der Priester selbst scheint mir jener Ort der Kirche, wo das Wissen um die größere Gnade Gottes Amt und Realität wird, weil es Option, Parteinahme für andere, die Armen und Marginalisierten wird. Gerade der Vorsitz beim zentralen gnadentheologischen Vollzug der Kirche, der Eucharistie, steht genau hierfür. Wenn Papst Franziskus von einem „diakonalen Primat“ spricht, dann

ist dies das Vorbild für einen „diakonalen Presbyterat“.

Freilich wird man dazu die Priesterausbildung grundlegend umgestalten müssen. Das Konzil von Trient hatte in Reaktion auf die protestantische Herausforderung die Prinzipien Sichtbarkeit, Professionalisierung und das Konzept der Kirche als *societas perfecta* entwickelt, das 19. Jahrhundert hat dies dann flächendeckend realisiert. Die Sichtbarkeit richtete sich gegen das protestantische Theorem von der „unsichtbaren Kirche“, die Professionalisierung des Priesters antwortete auf das allgemeine Priestertum des Protestantismus und die Lehre von der von niemandem abhängigen *societas perfecta* auf das protestantische Landeskirchentum.

Gegen den Pluralisierungsstress der Neuzeit und Moderne wurde ein strenger, durchaus anspruchsvoller Sozialisationskanal installiert, der nicht auf Bewährung im freien Feld konkurrierender Ansprüche, sondern auf Formierung einer Identität als unberührbarer „heiliger Mann“ abzielte. Der Klerikalismus wurde hier geradezu kultiviert. Heutige Priesterausbildung muss aber darauf vorbereiten, dass nach dem Ende der konstantinischen Formation von Kirche das Spezifische der katholischen Amtstheologie, ihr Verweis auf das *extra nos* der Gnade, nicht mehr in der alten Form einer Kopplung an juristische beziehungsweise Anerkennungs- und Machterfahrungen repräsentiert werden kann (ausführlicher und mit konkreten Vorschlägen: Rainer Bucher und Bernhard Körner, Priestertum und Anerkennung. Thesen zur Priesterausbildung, in: Diakonia 34 [2003] 205–208).

Priesterausbildung in heutiger Zeit darf daher nicht länger auf die Repräsentanz einer Machtposition in der Kirche, sondern muss auf die weitgehend ohnmächtige Repräsentanz des Evangeliums in der turbulenten Welt von heute vorbereiten. Das verändert nicht die klassischen Elemente der Priesterausbildung, gibt ihnen aber einen völlig neuen Rahmen. Es fordert eine grundlegende Änderung der bisherigen Formen der Priesterausbildung. Nur so kann jener neue Habitus sich entwickeln, der alleine Klerikalismus verhindert: der Habitus von Demut, Aufmerksamkeit und Solidarität. ■